

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



PAUL MAAR

WIE ALLES KAM

— *Roman meiner Kindheit* —

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397038-8

SCHWEBENDE FISCHE

Die Ereignisse eines Vormittags sind fest in meinem Gedächtnis verankert. Es ist Frühjahr, vielleicht März. Im vergangenen Dezember hatte ich meinen vierten Geburtstag gefeiert.

Mit dem Spruch »Raus aus Metz, die Festung brennt!« schlägt Oma Kuni die Bettdecke zurück, reicht mir die Hand und zieht mich hoch. Schlaftrunken sitze ich am Bettrand und mache mir klar: Ich bin nicht zu Hause, dies ist auch nicht mein Kinderzimmer, ich bin zu Besuch bei meinen Großeltern in Obertheres. Genauer gesagt, bei meinen Stiefgroßeltern. Meine echte Großmutter, Oma Margarethe, von allen Rethel genannt, ist in unserem Haus in Schweinfurt geblieben.

Oma Kuni schiebt mir die viel zu großen Pantoffeln hin. Dann tastet sie unter der prallgefüllten Zudecke nach dem Ziegelstein, den sie am Abend vorher in der Bratröhre des Küchenherds aufgeheizt und in mein Bett gelegt hat. Sie nimmt den inzwischen erkalteten Stein in die eine Hand und führt mich an der anderen die steile, dunkle Treppe hinunter in die Küche, wo Opa Schorsch und das Frühstück auf mich warten.

Ich sitze im knöchellangen Biberstoffnachthemd ne-

ben ihm. Es gibt Rührei auf selbstgebackenem Brot, dazu Pfefferminztee. Das Brot ist dünn mit Schmalz bestrichen. Butter wäre zu kostbar.

Oma Kuni hat schon gefrühstückt. Sie steht vor dem kleinen Spiegel neben dem Eisschrank und drückt sich mit der Brennschere Wellen ins graue Haar. Sie kann jetzt nicht sprechen. Zwischen ihren Lippen steckt eine Versammlung von Haarspangen, den gebogenen Teil nach innen, die stacheligen Spitzen drohend nach außen gerichtet. So, denke ich, sollte sie mich lieber nicht küssen.

Dann dreht sie die Haare zu einem Nest ein, zu einem Knoten am Hinterkopf. Den steckt sie mit den Klammern fest und kann wieder sprechen.

Sie schickt mich hoch und gibt mir einen Krug mit warmem Wasser in die Hand. Ich soll mich waschen und anziehen. Oben schüttele ich das Wasser in eine Porzellschüssel. Sie steht auf dem Waschtisch aus unechtem Marmor. Nun muss ich achtgeben, dass ich den Waschlappen, der für meine obere Körperhälfte bestimmt ist, genannt der Obenrum, nicht mit dem Untenrum verwechsle. Das ist letztlich kein großes Problem für mich. Der Obenrum hängt an der seitlich angebrachten Stange weiter vorne. Außerdem ist er meist weiß oder hellgelb. Der Untenrum ist dunkler. Blau oder grün. Ein Badezimmer oder eine Dusche gibt es nicht. In keinem der Bauernhäuser ringsum gibt es ein Badezimmer oder eine Badewanne.

Nach dem Waschen trockne ich mich ab und verspüre nicht die geringste Lust, mich anzuziehen. Ich lege mich wieder ins Bett. Eigentlich will ich nur noch ein wenig dösen. Da geschieht etwas Unvergessliches.

Mit einem Mal ist das Zimmer mit blauer Luft gefüllt und in diesem Blau sehe ich Fische und fischähnliche Tiere schweben. Ich weiß, dass ich nicht träume. Ich kann den Kopf wenden und die schwebenden Tiere aus einer anderen Perspektive sehen. Sie sind bunt und bewegen sich langsam mit unterschiedlicher Geschwindigkeit von links nach rechts durch das Zimmer. Ganz deutlich erkenne ich jede Einzelheit an ihnen. Sie sind sogar im Spiegel des Kleiderschranks zu sehen. Bevor sie die Spiegelfläche berühren, drehen sie ab und müssen jetzt in die Gegenrichtung schwimmen. Dabei weichen sie elegant den anderen aus. Mit ihren gelben Augen blicken sie mich unentwegt an. Ich sehe, wie sich ihre Mäuler bewegen, scheinbar atmen sie. Später werde ich lernen, dass Fische durch ihre Kiemen Sauerstoff aus dem Wasser aufnehmen. Meine Wesen atmen durch den Mund.

Ich ahne zwar, dass diese Kreaturen nicht real sind, drehe aber immer mal am Gehirnschalter, um mich zu vergewissern, dass ich noch in Omas Schlafzimmer im Bett liege. Es ist nicht einfach, aber ich kann mich in die Realität zurückversetzen. Die Schüssel mit meinem Waschwasser steht noch auf dem Waschtisch. Oma Kuni wird sie später hinuntertragen und im Hof ausschütten. An der Wand steht stoisch der dunkelbraune Kleiderschrank, in dessen großem Spiegel ich jetzt das Unterteil des Bettes erkenne, in dem ich halb aufgerichtet liege. Jetzt, da ich sicher bin, dass die reale Welt immer noch besteht, gebe ich mich wieder ganz den Trugbildern hin.

Plötzlich gerate ich in Panik, ein so tiefer Schrecken durchfährt mich, wie ich ihn nie mehr in meinem spä-

teren Leben erfahren habe. Ich schaffe es nicht mehr, in die Realität zu wechseln. Die Tiere ziehen im Blau des Zimmers beharrlich ihre Bahn. Ich kann sie nicht zum Verschwinden bringen. Ich schließe die Augen, warte einige Sekunden, öffne sie wieder und hoffe, dass ich das normale Zimmer vor mir sehe. Vergeblich. Die Fische schweben unbeirrt weiter.

Als Erwachsener habe ich mich gefragt, was es mit dieser so real wirkenden Vision auf sich hatte. Es scheint fast, als hätte ich damals unter Drogeneinfluss gestanden. Aber wo hätte die Droge herkommen sollen? Als ich auf den Romantitel *St. Petri Schnee* von Leo Perutz stieß und mich darüber kundig machen wollte, erfuhr ich, dass St. Petri Schnee auch unter den Namen Mutterkorn, Kornmutter, Hungerkorn, Armeseelentau oder Tollkorn bekannt ist und Halluzinationen hervorruft. Es ist ein kleiner Pilz, der auf Getreidekörnern nistet, bevorzugt auf Roggenkörnern. Oma Kuni backte jede Woche das Brot für die kommenden sieben Tage. Der Roggen stammte vom eigenen Getreidefeld. Vielleicht hatte sie den unscheinbaren Pilz übersehen und mitgebacken, und ich hatte beim morgendlichen Frühstück mit Opa Schorsch ausgerechnet die Scheibe Brot gegessen, in der er eingeschlossen war?

Erst später werde ich die Bedeutung des Ausdrucks »verrückt« lernen. Aber in diesem Moment glaube ich zu wissen, dass ich verrückt werde, wenn ich es jetzt nicht schaffe, mit letzter Willenskraft den Rückweg in die Realität zu finden. Es gelingt mir schließlich, und ich weiß: Nie mehr darf ich den Weg in diese andere Welt zulassen!

GROSSE UND KLEINE PFÜTZEN

Es gibt Menschen, die können sich in ihre früheste Kindheit zurückversetzen. Mein Schulfreund Franz behauptete, er erinnere sich sogar an die Angst, die er während seiner Geburt ausgestanden habe und an das Gefühl der Befreiung, als er endlich aus dem Mutterleib draußen war. Ich glaube nicht, dass er bewusst erfand oder prahlen wollte. Neue Studien zeigen ja, wie wenig wir unserem Gedächtnis trauen können. Wenn ich Erinnerungen aus der Kinderzeit mit meinem inzwischen auch achtzigjährigen Freund Lud austausche, staunen wir beide, wie unterschiedlich sich Situationen und Personen bei uns eingepägt haben. Wenn wir nicht von unserem flatterhaften, unzuverlässigen Gedächtnis wüssten, wären wir manchmal nahe dran, den anderen der Lüge zu bezichtigen.

Trotzdem scheint etwas an Franzens Behauptung dran zu sein. Er war nicht fähig, enge, dunkle Räume zu betreten. Wenn wir einen alten Munitionsstollen aus dem Zweiten Weltkrieg irgendwo im Wald entdeckten und drinnen nach Patronen fahndeten, wartete er geduldig draußen, bis wir mit unserer Beute wieder ans Tageslicht kamen. Die Patronen wurden dann zum Halsschmuck. Es war unter uns Pubertierenden Mode, die Gewehrpa-

trone mit einem dünnen Lederriemen zu umwickeln und sie als Talisman wie eine Halskette zu tragen. Unter dem Hemd natürlich. Sie wäre schnell weg gewesen, wenn ein Erwachsener sie entdeckt hätte.

Wenn die Wissenschaft von der infantilen Amnesie spricht, lässt sie diese meistens mit dem dritten Lebensjahr enden. Bei mir setzen die Erinnerungen um die Zeit ein, als ich ungefähr vier Jahre alt war.

Lange war ich versucht, mich als Spätentwickler zu sehen, nicht fähig, sich an den Dreijährigen zu erinnern. Dann las ich in Nabokovs »Sprich, Erinnerung, sprich«, dass auch seine früheste Erinnerung einsetzte, als er vier war. Umso präziser und minutiöser kann er dann die folgenden Kinderjahre beschreiben.

Schön wäre es, wenn sich Erinnerungen wie an einer Perlenschnur von der frühesten Kindheit bis in die Jetztzeit aneinanderreihen würden. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, wenn aus einem schmalen Bach, gespeist durch immer neue Lebensmomente, ein Fluss würde, der sich zuletzt als breiter Erinnerungsstrom ins Heute ergießt. So ist es aber nicht. Erinnerungen sind keine Tagebücher. Dem Vergleich mit einem Fluss halten sie nicht stand. Eher sind es verstreute große und kleine Pfützen nach einem Starkregen. Schafft man es, mit einem Stock eine Furche zu einer benachbarten Pfütze in die feuchte Erde zu ziehen, verbindet sich der Inhalt der einen mit der anderen zu einer starken Erinnerung. Die meisten Pfützen bleiben aber isoliert.

Es gelang mir am ehesten, diesen Pfützen auf den Grund

zu gehen, wenn ich versuchte, mich an die Gerüche meiner Kindheit zu erinnern. Marcel Prousts Erinnerung an die Kindheit, ausgelöst durch den Geschmack einer in den Tee getauchten Madeleine, ist so bekannt, dass sogar in einer populären Fernseh-Quiz-Show der »Madeleine-Effekt« zu erraten war.

Ich versetzte mich nicht in die Vergangenheit, indem ich versuchte, bestimmte Gerüche herzustellen und mich an ihnen in die Kindheit zu hangeln, mir genügte die Erinnerung daran. Stellte ich mir etwa den Geruch des Montagmorgens vor, entstand vor mir das Bild der Gastwirtschaft meiner Großeltern.

Wenn ich am Montag auf dem Weg zur Schule durch die Gaststube ging, empfing mich der dumpfe Geruch kalten Rauchs und begleitete mich bis nach draußen.

Am Sonntagabend wurde an vielen Tischen gekartet, und die meisten der alten Männer rauchten dabei ihren Stumpfen, eine vorne und hinten stumpf abgeschnittene Zigarre. Jüngere hätten wahrscheinlich Zigaretten geraucht, aber die jungen Männer waren alle Soldaten und im Krieg.

Kaum war abends der letzte Gast gegangen, sammelte meine Großmutter die Aschenbecher ein, ovale Schalen aus geriffeltem Glas, in die der Name des Sponsors eingraviert war: »Hiernickel-Bräu«. Obwohl sie die Aschenreste und Zigarrenkippen gleich im Abfalleimer entsorgte, und den Inhalt draußen im Hof in die Tonne kippte, ließ sich der Geruch nicht vertreiben. Er war schon von den Rauchern in deren Kleidern mitgebracht worden und hatte sich in den Vorhängen festgesetzt.

Der Zigarrengeruch hielt sich ein paar Tage. Spätestens am Mittwoch wurde er abgelöst vom Geruch des abgestandenen Biers, das sich unter dem ständig tropfenden Zapfhahn in der gelochten Auffangschale sammelte.

Im Frühsommer kam ein neuer, angenehmer Geruch dazu. Wenn die Großmutter morgens die Fenster der Wirtsstube aufriss, wehte ein süßlicher, fast schwülstiger Duft vom blühenden Akazienbaum neben der Kegelbahn herüber. Der üppige Nektar tropfte in solchen Mengen auf den Boden, dass man fast mit den Schuhsohlen daran festklebte, während über einem das Flügelschlagen Hunderte Bienen zu einem einzigen tiefen Summton verschmolz.

Fast noch stärker erinnere ich mich an unser Schulzimmer. Ein Gemisch aus dem stumpfen Geruch der Tafelkreide, dem schwachen Gummigeruch, den das kleine Schwämmchen ausströmte, das mit einer gedrehten Schnur an meiner Schiefertafel hing, und den Stallgeruch, der meine Sitznachbarn umfing, die vor Schulbeginn noch das Vieh füttern mussten. Zusammen mit der Erinnerung an die Gerüche kommt eine an die schabenden Geräusche, wenn die Erstklässler mit schwerer Hand Buchstaben in den schwarzen Schiefer ritzen.

Am stärksten allerdings werden meine Erinnerungen durch alte Fotografien heraufbeschworen.

Es gibt kaum Fotos aus meiner Kindheit. Vor achtzig Jahren besaß niemand in meiner Familie eine Kamera. Die erhaltenen Bilder stammen alle von reichen Verwandten oder von Freunden meines Vaters.

Beim Betrachten dieser Fotos versuche ich immer, und

oft vergeblich, mich an die Situation zu erinnern, in der das Bild entstand.

Ein frühes Foto zeigt mich vor einer Kirche. Hinter mir geht mein Vater im dunklen Anzug, neben ihm weht der weiße Schleier seiner neuen Frau. Ich bin ungefähr drei Jahre alt, trage eine kurze Hose aus schwarzem Samt, die durch schmale Hosenträger so straff hochgezogen ist, dass unterhalb der Hosenbeine eine weiße Unterhose hervorblitzt. In der Hand trage ich ein Körbchen, prall gefüllt mit Blumenköpfen, die ich wohl vor dem Brautpaar auf den Weg streuen soll. Es sieht nicht so aus, als hätte ich Lust dazu. Mein Gesichtsausdruck ist desinteressiert, einfach nur gelangweilt.

Meine Tante, die Schwester meiner Stiefmutter, erzählte, ich hätte während der Trauung laut »Mama« durchs Kirchenschiff gerufen und damit meine neue Mutter gemeint. Ich habe nicht die geringste Erinnerung daran, nicht einmal an die Trauung selbst. Überhaupt finde ich es verwirrend, dass ich die neue Mutter schon als »Mama« bezeichnet haben soll. Ich kannte sie ja kaum. Meine echte Mutter war gestorben, als ich sieben Wochen alt war. Sie konnte ich nicht gemeint haben.

Ein anderes Foto zeigt mich zusammen mit Oma Rethel, der Mutter meines Vaters. Wir sitzen nebeneinander im Hof vor der Hauswand. Sie in einem Korbsessel, ich in einem fahrbaren Kinderstuhl mit Armlehnen und einem dazugehörigen Tischchen. Die Sonne scheint. Die kurzen Schatten verraten mir, dass das Foto um die Mittagszeit aufgenommen wurde. Ich habe lange, dunkelblonde, stark gewellte Haare wie ein Mädchen. Sämtliche Knöpfe

meiner weißen Bluse sind zugeknöpft. Auch der oberste. Die breiten Hosenträger aus Stoff haben zwei Querteile. Wie eine Leiter, die nur aus zwei Sprossen besteht. Die Querverstrebungen spannen sich vor meiner Brust und ziehen die Hosenträger aus der Senkrechten. Am unteren Bildrand ist noch ein Zentimeter meiner Hose zu sehen. Sie ist genauso gemustert wie die Hosenträger: kleine, senkrecht stehende Rauten. Es ist ein Schwarzweißfoto. Die Hose könnte blau gewesen sein. Vielleicht hellblau.

Oma Rethel liest Zeitung. Sie hält sie ausgestreckt mit beiden Händen. Auf ihrer Nasenspitze hängt die Brille mit dicken runden Gläsern.

[...]